

Haussblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wisk in Breslau.

N. 26.

Mittwoch, den 30. März 1864.

II. Jahrgang.

In Breslau abonnirt man für das 2. Quartal bei den Colporteurs mit 12 Sgr., und mit 10 Sgr. in folgenden **Commanditen**:

Alte Sandstraße Nr. 42 bei Hrn. J. Böse.
Alte Sandstraße Nr. 1, Ecke des Neumarkts, bei Hrn. G. E. Saffran.
Alte Sandstraße Nr. 12 bei Hrn. M. E. Geisler.
Antonien- u. Wallstraßen-Ecke Nr. 20 bei Hrn. F. Scharfenberg.
Berlinerplatz Nr. 3 bei Hrn. Herrmann Gruhl.
Friedrich-Wilhelmstraße Nr. 9 bei Hrn. Joseph Beck.
Kleine Groschengasse Nr. 32 bei Hrn. Jahn.
Herrnstraße Nr. 18 bei Hrn. G. Boffack.
Katharinenstraße Nr. 9 bei Hrn. R. Lange.
Königsplatz Nr. 3b., Ecke der Friedrich-Wilhelmstraße, bei Hrn. G. Boffack.
Schmiedamm Nr. 4c. bei Hrn. A. Fuhrmann.

Mauritiusplatz Nr. 1 u. 2 bei Hrn. Jos. Priemer.
Matthiasstraße Nr. 26a. bei Hrn. A. Fuhrmann.
Neue Sandstraße Nr. 3 bei Hrn. Brossot & Weiß.
Neue Schweidnitzerstraße Nr. 18 bei Hrn. Vorcke.
Ohlauerstraße Nr. 51 bei Hrn. Thiel.
Ring Nr. 53, Ecke der Stockgasse, bei Hrn. G. P. Aderholz.
Rosenthalerstraße Nr. 4 bei Hrn. August Gufinde.
Schweidnitzerstraße Nr. 3 u. 10 bei Hrn. Julius Ragky.
Schmiedebrücke Nr. 43 bei Hrn. Fr. Blaschke.
Tauenzienstraße Nr. 63 bei Hrn. Seewald.
Vornwerkstraße Nr. 31 bei Hrn. Falkenhain.
Weißgerbergasse Nr. 49, Ecke der Nikolaistraße, bei Hrn. Wilhelm Willge.

Christenthum und Antichristenthum.

Im Anjange, als das Licht in die Finsternisse schien und die Finsternisse es nicht begriffen, ward vom antichristlichen Judenthum und Heidenthum, welche sich selbst auf's bitterste hielten, aber wie Pilatus und Herodes sich gegen Christus verhielten, die Hand des Henkers bewaffnet, um mit dem Ueberlebenden des Lebens die göttliche Religion des Lichts, der Gnade, der Liebe und der Hoffnung auszuwischen. Henkerhand arbeitete seit dem ersten Charfreitag über dreihundert Jahre an diesem Werk des Teufels; das Christenblut floß in Strömen aus den gemarterten Leibern von Greisen, kräftigen Männern und hochherzigen Frauen, begeisterten Jünglingen, gottbegeisterten Jungfrauen und selbst erst wie Blumenthosen dem Leben entgegenstrebenden Kindern. Und als durch die Blutarbeit die Religion des Gottessohnes bis auf die Wurzel ausgerottet sein sollte, da war diese Religion zu dem heiligen Baume des Evangeliums, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels ruhen, zu dem Sauerteig, der die Masse durchdrungen, geworden. Das Blut der Martyrer war der Saame des Christenthums gewesen und Gott hatte sich verherrlicht in seinen Heiligen, deren Grab, gleich dem seinigen, für alle Zeit glorreich geworden. Und die Kirche, welche in den Todesgrüften und versteckten Gemächern ihre heiligen Geheimnisse gefeiert, trat triumphirend als Trägerin des göttlichen Lichts an's Tageslicht und wo die Götzen die Menschheit erniedrigt, da erhob sich der Altar des lebendigen Gottes und ein neues Leben, das auf der Erde beginnend hinaufstrebt zum ewigen Besitze dessen, welcher da ist der Weg,

die Wahrheit, das Leben, die Auferstehung, der Friede und die Ruhe der unsterblichen Geister.

Noch ehe die Henker abtraten, traten die Philosophen oder vielmehr Freigeister aus dem Heidenthum auf, welche die göttliche Religion nach ihren Meinungen zu richten und zu verderben strebten. Die Renan's der Neuzeit sind keine erst vom jehigen Jahrhundert erzeugten Thoren, sie haben ihre Vorläufer in Celsus, in dem abtrünnigen Julian und vielen andern, welchen die Religion Jesu Christi eine Thorheit war, wie den Juden ein Aergerniß. Sogenannte Wissenschaft, Spott, Lüge und Verleumdung gingen auch damals Hand in Hand, um ein geistiges Henkeramt am Christenthum auszuüben und alle heut den Einfältigen und Nichtwissern als Neuigkeiten aufgetischten Erfindungen von der katholischen Kirche, als „Staat im Staat,“ als „staatsgefährlich,“ als „intolerant,“ als „verdammungsfüchtig,“ sind eine abgeschabte alte heidnische Münze, welche die jehige Vödenarmuth wieder blankschneuert und in Cours setzt, darauf rechnend, daß die moderne Dummheit in der Masse annäherungsweise der des heidnischen Pöbels gleichkomme, so daß sie das heidnische Gepräge nicht beurtheilen und alte Albernheit als neue Klugheit bewundern werde. Allen diesen Angriffen begegneten seit den Tagen der Apostel Paulus und Johannes die Vertheidiger der Wahrheit, welche die heidnische Spießindigkeit zu Schanden machten, so daß das von heidnischem Wissenschaftshochmuth über die Religion des Sohnes Gottes begonnene Gericht in eine Verurtheilung der falschen Weltweisheit, sammt dem heidnischen Gößendienste auslief. Die göttliche Vernunft siegte über

die vom göttlichen Licht abgewandte menschliche und der wahre Gott besiegte die Götter und stieß sie von dem angemessenen Thron der bethörten menschlichen Herzen. Die unglaubliche Freigeisterei der Neuzeit ist nur die Wiederkäufung alten heidnischen Hochmuths und überwundener Geistesfrivolität, welche schon damals den Menschen nur als besser geschulter Esel ansah und im Affen, der sie gezeugt, den Urahn aller Maulaffen verehrte.

Als die Heidenklugheit sich beschämt vom Kampfplatz zurückzog, kamen die Sektirer, welche Heidenthum und Christenthum zusammenkuppeln wollten in unnatürlicher Mischehe, indem sie auf dem Grunde der Offenbarung stehen bleiben, zugleich aber auch über die Offenbarung das Scharfrichteramt üben wollten. Sie wollten sich und nicht die Kirche Gottes als Weltlehrerin verehren und „verbesserten“ an der göttlichen Religion so gründlich, daß sie, wie ihre Nachtreter, die modernen Religionsreiner, zuletzt von christlicher Religion blutwenig übrig behielten und durch Jahrhunderte Thorheiten auf Thorheiten häuften, die sie der dupirten Menge als „reines Christenthum“ ausverkauften, in welchem Schwindelgeschäft sich zahlreiche nun oft bis auf den Namen verschollene Sektenstifter ablösten. Die katholische Kirche wurde von allen diesen einmüthig alles Möglichen angeschuldigt, wie ihr Herr und Meister von Juden und Heiden und alle hatten allein den Stein der Weisen erfunden. Wenn die Sache aber an's rechte Licht gezogen wurde, so war's ein werthloser Kieselstein, den man wegwarf, weil er nicht mal zum Feuer schlagen zu gebrauchen war.

In dieser Zeit saß die von Christus bestellte Hüterin und Lehrerin des göttlichen Glaubens auf den großen Kirchenversammlungen zu Gericht über die neuen Irthümer, die sich als alte christliche Wahrheit ausgaben und sie triumphirte über die Sekten, wie sie über die Henker und heidnischen Weltflugen gesiegt hatte. Da sie allein in alle Länder der Gestirnung und Civilisation hintrug, wo sie den Leuchter des Evangeliums aufstellte, so verehrten sie die christlich werdenden und gewordenen weltlichen Reiche und Mächthaber als ihre Mutter, umkleideten die aus blutigem und unblutigem Kampf siegreich hervorgegangene mit weltlicher Herrlichkeit und hielten es für ihre Pflicht, das Schwert zum Schutz des Evangeliums zu tragen und zu schwingen. Aber bald zeigte sich auch das Gelüste, die Schutzherrschaft in eine Zwingherrschaft gegen die Kirche zu verwandeln und sie, statt sie als geistige Königin zu ehren, zur Dienstmagd der Weltgewalt zu mißbrauchen. Harte Kämpfe setzte es, damit sich die Kirche ihre Freiheit wahrte und sich der Staatsknechtschaft erwehrte. Aber man weiß wenigstens, daß die Aufrechterhaltung der heidnischen Staatsverfassung, wo die Religion eben nur als Staatshebel betrachtet wurde und sich vom Staat zuschneiden lassen mußte, nicht neu ist.

Diese mit der geoffenbarten Christusreligion unvereinbare Staatsknechtung der Kirche Gottes ist das Ideal aller Despoten geworden, welche sich mit der Alleinherrschaft über die Leiber und Geldbeutel auch die über die Seelen anmaßten und das Christenthum auf die Tiefe einer Polizeiverordnung

herabsetzten. Wenn die modernen Kammern jezt an die Stelle der Despoten treten, so ist das bloß ein Personentwischel, sonst aber dasselbe urheidnische anmaßliche Gebahren gegen das Christenthum, das auf Staatskommando sich nicht beugen wollte und deshalb bluten mußte.

Was auch die spätere und jezige Zeit an philosophischen, sektirerischen und staatlichen Irthümern ausgeheckt und als goldenes Kalb zur Anbetung präsentirt hat, war im Grunde nur der vielgestaltige alte Irthum und wurde derselbe nach Zeit und Gelegenheit auch nur mit den alten Mitteln verbreitet. Die leiblichen Henker wechselten zu Zeiten mit den geistigen und gingen, wenn es einen Hauptsturm, wie in der französischen Revolution galt, beide brüderlich zusammen. Und merkwürdig! Wo immer der Kampf gegen die christliche Wahrheit und Kirche am heftigsten entbrannte, da finden sich unter dem Kreuze, an das man sie annageln will, bei den Neuheiden die Neujuden, und in neuester Zeit macht sich ihr literarisches „Kreuzige“ in besonders heller Stimme vernehmbar. Es ist halt die alte Geschichte, die neue Geschichte der Kirchenverfolgung; der Verräther Judas, Kaiphas, Pilatus, Herodes, beklatscht von dem fanatisirten Pöbel, der mit Knütteln und Stangen auszieht, alle wirken zusammen, um das Opfer ihrer Rache zu vollbringen. Von Zeit zu Zeit stimmen sie schon den Grabesgesang an, berathen sich, wie sie die „Kirchenleiche“ verscharren sollen und erwarten nur noch den letzten Streich der Büttel, welcher vollends die Rückkehr ihres Lebens verhüten soll. Der Kirche Charfreitag ist so schon oft angekündigt worden. Aber siehe da! Sie hat so viele alte Narren, die sie tödten wollten, in's Grab steigen sehen und sie lebt. Und in jeder Verfolgung feiert sie mit ihrem Meister und Herrn Auferstehung und wenn die Feinde alle Schmach, wie auf den Sockel Gottes, auf sie gewälzt und sie in Schmutz und Unrath für immer entstellt zu haben glauben, dann findet sich zuletzt immer, daß das Satanswerk von schmutzigen Gesellen ohne Erfolg betrieben worden, indem dieselben trotz alles gegen die Kirche geschleuderten Unrathes ihr göttliches Bild nicht verwischen konnten, während sie selbst davon als eigenthümliches Lebenselement soviel behielten, daß sie zumeist darin zu Grunde gingen.

Mögen daher die Katholiken sich nicht bange machen lassen, wenn neuerdings überall wieder eine wilde verwegene Jagd gegen die kathol. Kirche angestellt wird und wenn das verrottete Gesindel aus dem höhern und niedern Pöbel mit Lüge, Verleumdung, Spott und Gewalt in Wort und Schrift und That die Leiden Christi an seiner Kirche wiederholen und abbildlich darstellen will. Wie die alten Peiniger mit Schmach in die Grube gefahren sind, so wird's nicht besser den neuen ergehen; denn Christus, einmal gestorben und und auferstanden, lebt, schützt und siegt in der Kirche, zu der er geredet: „Ich bin bei Euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ und: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

Schule der Weisheit.

[Eine katholische Fürstin im Leben und im Tod.]

Der Tod und das Testament der Herzogin von Angoulême hat der Welt eine katholische Fürstengestalt vor Augen geführt, welche Leben, der nicht alle Spuren des Bessern in sich ausgerottet hat, mit hoher Achtung erfüllen muß. Diese hohe Frau, Tochter Ludwigs XVI. und von Maria Antoinette, dem unglücklichen königlichen Opfer der französischen Revolution, wie viel hatte sie in ihrem Leben zu erdulden! Mit ihren Eltern in dem Tempel eingeschlossen, sah und theilte sie dort deren Leiden; nach dem gewaltsamen Tode derselben noch längere Zeit unter rücksichtsloser Behandlung deren Mörder schmachend, wurde sie endlich gegen den gefangenen Lafayette ausgewechselt und kehrte im Jahr 1815 bei der Wiedereinsetzung der Bourbons als königliche Prinzessin nach Frankreich zurück, aber nur um im Jahr 1830 von der Geißel der Revolution wieder aus dieser ihrer Heimath vertrieben zu werden und als Verbannte, wo sie in Oesterreich ein Asyl fand, endlich zu sterben. Die Sonne des Glücks hat sie gleichfalls nur in der Wiege angelächelt, dann aber lagerten sich beinahe über ihr ganzes Leben die Schatten des Unglücks und der Täuschungen der schmerzlichsten Art: des Königmordes ihrer Eltern, des Verlustes des Thrones für ihre Familie, einer zweimaligen Verbannung, und dazu der Blindheit des monarchischen Europa's, das mit Zuwarten die Revolution zu besiegen wollte und deswegen einem revolutionären Bürgerkönigthum das legitime in Frankreich opferte.

Amitten dieses Unglücks ist die hohe Frau nicht zusammengebrochen, sondern aufrecht geblieben, wie eine Eiche im Sturme. Viel Muth, der so hohe Anerkennung schon von Napoleon gefunden hatte, hat sie bis zum letzten Augenblicke bewahrt. Sie sagt es uns selbst, woher sie diesen Muth zum Leiden, diese Kraft der Seele geschöpft; „ich sterbe,“ so sagt sie in ihrem Testamente, „in der römisch-katholisch-apostolischen Religion, in der ich gelebt habe, so treu, als es mir möglich war, und der ich alle Tröstungen meines Lebens verdanke.“ — Darum wagte sie es, in diesem Testamente auch auszusprechen: „ich fürchte den Tod nicht.“ Sie hat es bewiesen, sie hat mit der Ergebung einer wahren Christin demselben in's Antlitz geschaut und ist hinübergegangen in jenes Land, wo sie ihren Vater und ihre Mutter wieder finden wird.

Das ganze Leben der Dahingegangenen war ihrer als Katholikin, Fürstin und Tochter eines Königs von Frankreich würdig; eine der schönsten Perlen in ihrem Leben ist aber gewiß ihr Testament. Es tritt uns aus demselben eine solche Glaubenskraft und zugleich christliche Milde und Liebe, dann aber auch ein solcher wahrhaft fürstlicher Ton entgegen, daß wir es als den Schlüsselstein des edlen Lebens dieser katholischen Fürstin bezeichnen dürfen.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Ich unterwerfe mich in allem den Fügungen der Vorsehung, ich fürchte den Tod nicht, und ungeachtet meines geringen Verdienstes, verlasse ich mich glänzlich auf die Barmherzigkeit Gottes, bitte ihn nur um die Zeit und die Gnade, die letzten Sakramente der Kirche mit brünstiger Andacht zu empfangen. Ich sterbe in der römisch-katholisch-

apostolischen Religion, in der ich gelebt habe, so treu, als es mir möglich war, und der ich alle Tröstungen meines Lebens verdanke. Nach dem Beispiel meiner Eltern verzeihe ich von ganzer Seele ohne Ausnahme allen denen, die mir geschadet, oder mich beleidigt haben können, bitte Gott aufrichtig, daß er seine Barmherzigkeit erstrecke auf sie eben so, wie auf mich, und flehe ihn an, mir Vergebung meiner Fehler zu gewähren. Ich danke allen Franzosen, die meiner Familie und mir anhänglich geblieben sind, für die Beweise von Ergebenheit, die sie uns gegeben, für die Leiden und Drangsale, die sie um unfertwillen erduldet haben. Ich bete zu Gott, daß er seine Segnungen ausbreite über Frankreich, das ich inmitten meiner bittersten Betrübniße geliebt habe. Ich danke dem Kaiser von Oesterreich für das Asyl, das er meiner Familie und mir in seinen Staaten bewilligt hat. Ich bin dankbar für die Beweise von Theilnahme und Freundschaft, die ich, zumal unter sehr schmerzlichen Umständen, von der kaiserlichen Familie empfangen habe. Ich bin auch erkenntlich für die Gesinnungen, die mir ein großer Theil seiner Unterthanen, namentlich die Bewohner von Görz, zu erkennen gegeben hat. Da ich meinen Neffen Heinrich und meine Nichte Louise stets als meine Kinder betrachtet habe, so gebe ich ihnen meinen mütterlichen Segen. Sie haben das Glück gehabt, in unserer heiligen Religion erzogen zu werden, mögen sie ihr stets treu bleiben, stets würdige Nachkommen des heiligen Ludwig sein! Möge mein Neffe seine glücklichen Fähigkeiten widmen der Erfüllung der großen Pflichten, die ihm seine Lage anlegt! Möge er sich nie entfernen von der Bahn der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Ich setze meinen Neffen, Grafen Heinrich von Chambord, zu meinem Universalerben ein. Ich will, daß meine Reste in der Franziskanergruft zu Görz zwischen meinem Gatten und seinem Vater beigesetzt werden. Man soll für mich keinen feierlichen Gottesdienst halten, und nur Messen lesen lassen, zum Heil meiner Seele!“

Bipérin Läche,

oder:

Der wahrscheinliche Verfasser des neuesten französischen Schandromans gegen Kirche und Priester.

(Schluß.)

Der Mann, der sich auf eine so ungenirte Weise producirte, trug auf seinem Gesichte und in allen seinen Bewegungen die Annäherung eines auf schlechten Wegen reich gewordenen Parvenu's. Seine Stirne war niedrig und eingedrückt, seine Augen klein und lüsternd, seine Backenknochen hervorstehend, seine Nase spitz, sein Mund war breit und aufgeworfen, Haare und Bart waren röthlich, seine Gesichtsfarbe kupferfarbig. Er war eher klein als groß und trug auf dünnen Beinen einen dicken, untersehten Körper.

„Mein Herr,“ wiederholte Abbé Läche, „mit wem habe ich die Ehre . . .“

„Was liegt Ihnen daran?“ unterbrach ihn barsch der seltsame Gast. „Haben Sie das „Leben Jesu“ von Renan gelesen? Was halten Sie davon?“

„Mein Herr . . .“

„Zur Sache; ob Sie es gelesen haben oder nicht, ob Sie gut oder schlecht davon denken, ist mir vollständig einerlei, ich komme zur Sache.“

„Aber, mein Herr, mit wem . . .?“

„Die Sache ist folgende. Das Buch von Renan hat Geld eingetragen. Die Nachfrage war lebhaft, es lieft sich wie ein Roman, . . . die Clique hat es herausgestrichen, von Freunden wurde es ziemlich, von Feinden sehr viel gekauft. Das Geschäft war gut und hat Geld eingebracht. Versehen Sie?“

„Nein, mein Herr; aber ich würde mich sehr glücklich schätzen, zu wissen, mit wem . . .“

„Noch einmal, was liegt Ihnen daran? Lassen Sie mich in Ruhe, ich will noch nicht meinen Namen nennen. Der Weg, den Renan einschlug, ist eine Ader, die auf eine reiche Mine, d. h. auf eine Geldmine deutet. Man muß ihr nachgehen bis zum Ende, ich sage Ihnen nur, man muß ihr nachgehen. Er hat die Person Jesu angegriffen, man muß jetzt das Werk Jesu angreifen; er hat den Stifter angegriffen, man muß die Stiftung angreifen. Forschungen sind keine nothwendig; diese interessieren nur ernste Männer und solche giebt's nicht mehr. Ein Roman, nichts als ein Roman ist es, was wir brauchen. Er macht mehr Wirkung als die Geschichte und braucht keine Beweise; er verbreitet sich überall und kann in einigen Wochen sich rentiren und der Lesepublika fragt nicht darnach, ob's wahr, wenn's nur amüsiert und kitzelt. Dann haben mir die Brüder und Freunde gesagt, der rechte Augenblick sei da und man rathe zu Scandalen; sie werden Anzeigen und Artikel machen, sie werden Lärm schlagen. Für diese Herren wird es Parteisache sein, für mich ist es bloße Geldangelegenheit: was liegt mir an Ideen! Ich werde mit Anzeigen und Reclamen die vierte Seite der Journale und alle Mauern der Städte Frankreichs bedecken, ich werde die ganze Welt damit überschwemmen. Ich werde einen ungeheuren Gewinn daraus ziehen. Die Brüder und Freunde mögen sich außerdem des Buches bedienen, um die Kirche zu vernichten, wenn es ihnen gefällt; das ist mir ganz einerlei. Ich werde dann wieder Geld verdienen, indem ich es später unternehme, die Kirche wieder aufzubauen.“

„Aber in wie fern, mein Herr, kommen Ihre Pläne . . .“

Der Geldmacher sprang vor Ungeduld auf und stieß seinen Lieblingsfluch aus.

„Banque de France!“ schrie er. „Sie unterbrechen mich. Sie sehen doch ein, daß ich nicht selbst dieses Buch schreiben kann. Ich habe nicht die nothwendigen Kenntnisse, um ein Buch zu schreiben.“

„Ich auch nicht,“ hätte Abbé Läche erwidern können, er antwortete aber nichts.

„Ich habe keine Ideen . . .“

„Ich auch nicht,“ hätte Abbé Läche, der beständig schwieg, hinzufügen können.

„Ich habe weder Phantasie, noch Darstellungsgabe, noch irgend Etwas der Art.“

„Ich auch nicht,“ hätte immer und immer Abbé Läche gestehen können, der alles Dies mit absolutem Schweigen anhörte.

„Nun braucht man einen „Literaten,“ der von allem Dem ein wenig hätte. Man sagt, daß Sie von allem Dem kaum etwas besitzen, mein lieber Herr, aber was liegt am Ende daran!

Man braucht vor Allem eine Fraubase, einen Menschen, der den ganzen Trödel kennt, der mit kirchlichen Personen auf vertraulichem Fuße gelebt hat, einen falschen Bruder, einen unverfälschten Verräther, eine Art Judas.“

„Herr!“ rief Abbé Läche mit Würde.

„Geduld, mein Bester!“ erwiderte der Speculant. „Denken Sie an die dreißig Silberlinge! Das Buch muß gegen die Jesuiten geschrieben werden.“

„Niemals!“ rief Abbé Läche mit nobeler Haltung aus.

Wie schon bemerkt, Abbé Läche war vollkommen von der Wahrheit der Dinge überzeugt, die er professionsmäßig schmälte. In diesem Augenblicke, mochte nun das Auftreten des Erzbischofes seinen Geist mehr auf die gute Seite geleitet, oder die beleidigende Manier seines Gastes ihn zum Widerspruch gereizt haben, sah er deutlicher als je den Glanz der Wahrheit.

„Niemals,“ erwiderte er mit Entschlossenheit, „niemals werde ich ein Buch gegen die Jesuiten schreiben. Sie kämpften immer in den ersten Reihen, wenn es sich um die Verteidigung der Religion handelte; sie sind überall, wo es gilt, die Religion zu verbreiten oder sie zu erhalten. Sie unterrichten die Jugend, sie predigen das Evangelium in der ganzen Welt mit Gelehrsamkeit und Lebens; sie sterben als Märtyrer und sie haben der Welt viele Gelehrte, Helden und Heilige gegeben. Und darum haßt man sie und darum möchte man sie vertilgen. Nie, nie werde ich mich zu einem Angriffe auf sie hergeben. Ich verdanke ihnen Alles. Sie haben mich unentgeltlich erzogen und haben mit ihren Almosen meine kranke und schwache Mutter ernährt.“

Der Speculant hörte das Alles mit höhnischem Lächeln an. Er fuhr in die Tasche und holte drei Rollen Napoleons hervor. Er zerriß den Umschlag und warf schweigend und ruhig das Gold auf den Tisch.

„Hier sind dreitausend Franken für das Buch,“ sagte er endlich. Die Lampe warf einen hellen Schimmer auf das Metall. Das Gesicht des Abbé, Anfangs niedergeschlagen, leuchtete jetzt vom Feuer der Begierlichkeit. Seine Augen waren wild und verflört, seine Brust keuchte.

„Ich will den Roman schreiben,“ sagte er mit erstickter Stimme.

„Lästern Sie außerdem die Capuciner, die Franciscaner, die Carmeliten und alle ihres Gleichen. Diese lumpigen Varsüßler produciren nichts und werden mir unangenehm, wenn ich in meinem Wagen an ihnen vorbeifahre oder in das Café Anglais gehe, um zu frühstücken.“

Ein neues Widerstreben regte sich im Abbé Läche beim Andenken an diese braven Männer, welche einer h. Theresia und einem h. Franz von Assisi nachfolgen. Sein Gewissen sprach noch einmal durch seinen Mund:

„Wie! auch diese frommen Ordensleute, welche auf den Reichtum verzichten, um die Armuth zu wählen; welche das strengste und härteste Leben führen, welche der Weichlichkeit und Ueppigkeit unseres Jahrhunderts ein Beispiel der Weltverachtung geben, die den Reichen durch ihr Leben und den Armen durch ihre Worte predigen, — wie! Sie wollten auch diese ehrwürdigen Männer beschimpfen? Ich werde mich dazu nie hergeben!“

„Hier sind noch fünfhundert Franken für das Capitel, das diese ehrwürdigen Männer auf immer brandmarken soll.“

Und ein neuer Strom Goldes rollte auf den Tisch.
Abbé Vipérin Lâche wankte. Er gab sich Mühe, sein Gewissen, das sich empörte, zu ersticken.

„Ich kann nicht leugnen,“ erwiderte er, „es giebt Gründe gegen das Gelübde der Armuth. Diese armseligen Mönche haben Etwas an sich, was gegen die Würde und den Stolz des Menschen verstößt. Man kann sagen, daß es einer edlen Seele unwürdig ist, von Almosen zu leben, anstatt, wie sich's gebührt, seinen Lebensunterhalt durch ehrliche Arbeit zu verdienen, wie . . .“ Er wagte nicht zu sagen, „wie ich.“

„... wie alle Menschen,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu. „Ich werde das Capitel gegen die geistlichen Orden brechen.“

„Endlich kommt noch das Capitel gegen den kirchlichen Eölibat, der muß gehörig durchgeheckelt werden: es ist das ein Thema, worüber oft in den Wirthshäusern bei einem Schoppen Bier und einer Cigarre debattirt wird.“

„Sie fordern das Unmögliche von mir!“ rief Abbé Lâche, der, so schlecht er auch war, in seinen Zeitungsartikeln nie bis zu dem äußersten Punkte gekommen war, wohin ihn dieser Geldmensch bringen wollte. „Ich habe über diesen Punkt die entschiedensten Grundfälle. Der Eölibat ist die Bürgschaft, daß der Priester seinem heiligen Amte ganz angehört, das heißt ganz dem Guten, ganz der Herde, die ihm anvertraut ist, und daß sein Eifer und seine Liebe zur Menschheit niemals erschlaffen. Ist es nicht gerade der Eölibat, der die abendländische Geistlichkeit so hoch über die morgenländische erhebt? Der Vater eines ganzen Volkes, der Mittelpunkt einer Schaar christlicher Seelen, der Vertraute und Freund eines Jeden, der zu ihm kommt, der heiliche Priester darf keine besonderen Familienpflichten haben. Keine irdische Liebe soll die Kraft seines Herzens schwächen. Dann verlangt auch die Beichte durchaus den Bestand des priesterlichen Eölibates und es ist erwiesen . . .“

„Es ist erwiesen, daß auch die Beichte aufgehoben werden muß,“ sagte in aller Ruhe der Speculant in dem edlen Geschäfte der Buchmacherei.

„Die Beichte ist ja aber eines der wichtigsten Heilmittel der Menschheit!“ rief der unwürdige Priester, der trotz seiner Schlechtigkeit die unveränderliche Wahrheit, die er verrieth, noch über sich leuchten sah.

Der Versucher warf verächtlich fünf Goldstücke auf den Tisch. „Gegen den Eölibat und die Beicht hat man schon eine Masse Bücher geschrieben. Sie brauchen hier nur abzuschreiben. Diese beiden Capitel sind nicht mehr als hundert Franken werth.“

„Im Grunde,“ erwiderte Vipérin Lâche, „sind es auch nur Disziplinarverordnungen. Es handelt sich nicht um die Kirche.“

„Dann muß auch noch ein Hauptschlag gegen das Papstthum geführt werden.“

„Gerechter Gott!“ rief der ehemalige Priester. „Das Papstthum ist ja das Fundament der Kirche. Sie verlangen von mir, daß ich die Kirche verrathe, wie Judas Christum verrathen hat.“

„Ich sage nicht nein,“ entgegnete der Unbekannte. „Ich gebe noch dreißig Franken. Diese Zahl gefällt mir und macht mir Vergnügen. Aber ich schwöre Ihnen bei der Bank von Frankreich, daß ich keinen Silberling mehr geben werde.“

In diesem entscheidenden Augenblicke, fühlte sich Abbé Lâche von einem unsäglichem Schrecken ergriffen. Im Angesichte dieses vollständigen Berrathes seines Glaubens und aller seiner Uebersetzungen; dieses Sacrilgiums, das die Wahrheit selbst verrieth und zwar mit dem Bewußtsein, daß es die Wahrheit ist; vor dieser scheußlichen Sünde, vor diesem äußersten Verbrechen wurde der Glende wie von Todesangst in seinem Herzen gepeinigt. Von seiner bleichen Stirne rieselte der Schweiß, seine Augen waren starr und matt wie bei einem Sterbenden, sein Mund zuckte und murmelte abgebrochene, verwirrte Worte. In der Tiefe seines Gewissens und seiner Erinnerung tauchten alle Wohlthaten auf, womit ihn die Kirche überhäuft hatte, von dem ersten Unterrichte an, den er von seinen guten Lehrern empfangen hatte, bis zu dem friedlichen Alter, das seiner verstorbenen Mutter bereitet worden war, bis zu jenen guten Priestern, die ihn mit ihren Almosen unterstützten, bis zu jenem heiligen Erzbischofe, der vor einigen Augenblicken so groß und so gut vor ihm stand in demselben Zimmer, in welches nach ihm dieser Abgesandte des Satans eingetreten war.

Der Unbekannte wartete auf den Ausgang dieses inneren Kampfes. Er hatte eine Cigarre angezündet und rauchte in aller Ruhe.

„Nun!“ sagte er endlich, „es scheint, daß Sie zu keinem Entschlusse kommen können. Adieu!“

Er machte Miene, den Schatz, der auf dem Tische ausgebreitet war, wieder zusammenzuraffen und einzustecken.

Abbé Lâche zitterte. Er streckte selbst die Hand aus und legte sie auf das Geld. Satan hatte gesiegt. Wie von wildem Wahnsinne ergriffen, raffte er die blinkenden Goldstücke zusammen. Seltsam und unerklärlich, — der Glende weinte. Die Seele des Menschen hat unergründliche Tiefen.

„Das Buch soll geschrieben werden,“ sagte er leise und wie zu sich selbst.

Diese Worte glichen eher dem Röcheln eines Sterbenden, als der deutlichen Rede eines seiner selbst bewußten Mannes. Vielleicht lag sein Gewissen auch im Sterben.

Er ging einige Male in dem Zimmer auf und ab. Dann trat er aus seiner Erschlaffung heraus und erhob sich wie von einem neuen finsternen Leben beseelt.

„Ich verspreche noch mehr,“ rief er wie wüthend dem Agenten zu, „ich verspreche, den Episkopat und die Geistlichkeit von Paris in den Roth zu ziehen; ich verspreche, den Erzbischof von ***, den man den Heiligen der französischen Kirche nennt, moralisch zu vernichten. Ich schwöre allen jenen Menschen unveröhnlichen Haß.“

„Was haben Sie Ihnen denn zu Leide gethan?“ fragte der erstaunte Speculant.

„Zu Leide?“ heulte der Glende, wie gegen seinen Willen getrieben, sein ganzes Geheimniß zu verrathen. „Zu Leide? Sie haben mich mit Wohlthaten überhäuft und das brennt mich wie glühendes Eisen. Sie haben meine alte Mutter ernährt. Sie haben mich mit väterlicher Sorgfalt erzogen, sie haben mich unterstützt, als ich arm war, sie haben mich gepflegt, als ich krank war. O, ich hasse sie jetzt mit unaussprechlichem Haße. Sie haben mir Wohlthaten erwiesen . . .“

Sogar der Unbekannte erschrak vor dieser Berruchtheit; aber

er kam schnell auf das Geschäft zurück. „Hier ist die Quittung und der Contract,“ sagte er, indem er ein Papier vorlegte, worauf er schnell einige leer gelassene Stellen ausfüllte.

Vipérin Läche nahm die Feder und unterzeichnete.

IV.

Am folgenden Tage fand sich der Cardinal-Erzbischof von *** bei Abbé Läche ein. Man sagte ihm, er habe eine weite Reise angetreten und man wisse seine Adresse nicht. Der Prälat ahnte zum Theile die Wahrheit und dachte, der Unglückliche, der nicht den Muth gehabt, sich zu befehren, wage es nicht, ihm unter die Augen zu treten.

„Er schämt sich,“ sagte der Greis zu sich selbst, „sonst hätte er mir ohne Zweifel die Wechsel zurückgeschickt.“ Da er sich ganz nahe bei der Wohnung seiner Bankiers befand, so trat er einen Augenblick ein; diese Herren besorgten einen großen Theil der christlichen Liebeswerke, zu welchen ihnen der Erzbischof die Mittel gab.

„Eminenz,“ sagte ihm der Cassirer, als er ihn vorübergehen sah, „wir haben soeben eine Gutschrift von ihnen erhalten, einen Wechsel von viertausend Franken.“

Vipérin Läche hatte sich an dem nämlichen Morgen eingefunden und die Summe mit eincaßirt.

Der Priester Gottes betete im Stillen für den abgefallenen Priester, der ein Dieb geworden war. Dann dachte er an die Unglücklichen, die er mit diesem Gelde hätte unterstützen können. „Lieber Gott, die Armen, die Liebhaber Deines Sohnes, müssen also durch meine Schuld leiden und für die Unklugheit Deines unwürdigen Dieners büßen!“ Dann öffnete er die Thüre zu dem Cabinette des Bankiers. Herr D. hielt eine telegraphische Depesche in der Hand. Er stand auf und eilte dem Prälaten entgegen.

„Eminenz,“ sagte er, „eine plötzliche Preiserhöhung der Baumwolle verschafft mir einen Gewinn von vierzigtausend Franken. Ich wollte den Zehnten davon entrichten und meiner Frau ein Geschenk damit machen. Aber als ich Ew. Eminenz erblickte, kam mir plötzlich ein anderer Gedanke. Nehmen Sie diesen Zehnten für Ihre Armen: meine vortreffliche Frau wird mit dieser Verwendung eben so zufrieden sein, wie ich.“ Der Erzbischof nahm die vier Banknoten, welche ihm der Bankier überreichte und drückte ihm herzlich die Hand.

„Ich danke Ihnen und danke Gott,“ sagte er. „Niemand kam mir das Geld so gelegen.“

Er erzählte darauf dem Bankier, ohne einen Namen zu nennen, die Umstände, welche in diesem Ereignisse die väterliche Fürsorge Gottes offenbarten. — „Ihr Bankiers,“ sagte er, „Ihr versteht Alle mehr oder weniger die politische Oekonomie. Aber es giebt auch eine göttliche Oekonomie und Sie haben soeben gesehen, wie sie zu Werke geht.“

V.

Ungefähr vier Monate später stieg ein kleiner, frischer Knabe, der auf seinem lebhaften und unschuldigen Gesichte den doppelt liebenswürdigen Ausdruck des Verstandes und der Unschuld trug, die Treppen hinauf zu Vipérin Läche. Es war ein Buchdruckerlehrling und er überbrachte dem Verfasser die letzten Correcturbogen des infamen Buches. Unterweges hatte der Junge aus

Neugier eine und die andere Seite gelesen und seine junge Seele hatte sich dagegen empört. „Es giebt große Schurken in der Welt,“ sagte der Knabe bei sich und legte die Blätter mit Abscheu wieder zusammen. Abbé Läche öffnete ihm selbst die Thüre und nahm ihm barsch die Bogen aus der Hand.

„Warte, Kleiner!“ sagte er, „ich will sie durchsehen und Dir wiedergeben.“

Der Knabe setzte sich und betrachtete den Mann und das Zimmer. Das Zimmer war in Unordnung. Zwei mit Glasglocken bedeckte Vasen mit künstlichen Blumen, wie man sie an den Altären sieht, zierten das Kamin. Auf dem Tische lag ein Stück schwarzes Holz, dessen Einschnitte in der Mitte feinen Aussprung verrieth, nämlich ein Stück schwarzes Holz von einem Krenze diente als Fußbein. Ein großer Kupferstich an der Wand stellte den Hippokrates vor, wie er die Geschenke des Artaxerxes ausschlug. Vipérin Läche hatte ein schwarzes Röschchen auf und obgleich er außerhalb immer weltlich gekleidet war, trug er doch statt des Schlafrockes eine alte Soutane, welche abscheulich gegen die grauen langen Beinkleider und rothen Pantoffeln abfiel.

Der Knabe betrachtete den Vipérin mit gespannter Aufmerksamkeit. Mehrere Male, während der Verfasser die Bogen hastig corrigirte, öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber eine gewisse Schüchternheit hielt ihn immer wieder zurück. Endlich faßte er Muth.

„Herr Pfarrer, sollen Sie dieses infame Buch widerlegen?“ sagte er.

Bei dem Worte „Herr Pfarrer,“ das ihn mitten in seiner abscheulichen Arbeit unterbrach, zitterte der Abtrünnige.

„Wer bist Du, dummer Junge?“ fragte er ganz verwirrt.

„Ich bin Ihr ehemaliges Pfarrkind, Herr Pfarrer,“ antwortete der Knabe. „Sie haben mich im Katechismus unterrichtet. Ich habe bei Ihnen gebeicht und Sie haben mir die erste heilige Communion gereicht. Ich habe Ihnen die heilige Messe gedient. Erinnern Sie sich nicht mehr? O wie oft denke ich an unsere geliebte Dorfkirche und ich beklage nur, daß ich in dem abscheulichen Paris daran denken muß, wohin mich die Unmuth gebracht hat, aber wo der liebe Gott mich schützt. Nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie werden die abscheulichen Sachen, die Sie da vor sich haben, widerlegen, und deshalb hat man sie Ihnen geschickt. Eine gute Idee! Nicht wahr, Herr Pfarrer, man muß recht niederträchtig und boshaft sein, um solche Dinge schreiben zu können? So dachte ich unterwegs bei mir.“

Abbé Läche erröthete vor dem klaren Blicke des Knaben. Er bewegte sich hin und her und stammelte: „Ja . . . ich soll widerlegen . . . ich will sehen . . . vielleicht . . .“

Das Kind betrachtete ihn fortwährend.

Vipérin Läche fing wieder an zu corrigiren, aber er fühlte, daß der Knabe ihn beständig betrachtete und dieser Blick drückte ihn, wie ein schweres Gewicht. Es ging ihm Alles vor den Augen herum, er sah nicht mehr die Zeilen der gedruckten Blätter, die er vor sich hatte. Er zitterte vor diesem armen Kinde, welches ihm die heilige Mission der Vergangenheit vor Augen führte und welches selbst den Glanz der Unschuld trug: er zitterte, wie ein Schuldiger beben würde vor dem Engel des Gerichts.

„Du kannst gehen,“ sagte er zu dem Knaben, ohne es zu wagen, die Augen aufzuschlagen.

„Ich habe Zeit,“ antwortete der Knabe, der nicht aufhörte ihn zu betrachten.

Läche wollte reden. Die Stimme versagte ihm, die Kehle war ihm wie zugeschnürt; die Haare sträubten sich auf seinem Haupte. Das Auge des Knaben ruhte beständig auf ihm. Endlich machte er eine äußerste Anstrengung, um diesen schrecklichen Zauber zu lösen. Er richtete sich auf, sah den Knaben an und sagte:

„Es giebt keinen Christus, es giebt keine allerheiligste Jungfrau, es giebt keinen Gott, es giebt keine Tugend, es giebt keinen Himmel, es giebt keine Hölle.“

Dann, nach einem Augenblicke wilden Schweigens, rief er: „Ach, ich bin verflucht!“

Entsetzt lief das arme Kind von dannen.

Der Roman von Abbé Läche erschien endlich. Der feige Mensch hatte nicht mehr Muth als der gemeine Verleumder, der heimlich einen Schmähbrief schreibt, ohne seinen Namen zu nennen, wie der verummumte Wegelagerer, der von hinten einen Schlag versetzt und dann im Schatten verschwindet. Sein Buch erschien anonym mit der Aufschrift: **Der Verfluchte** *).

Bispein Läche fügte indeß den anonymen Sternchen seinen Feindtitel bei, obgleich er schon lange aus der Reihe der Geistlichkeit und aus der Priesterschaft ausgeschlossen war. Der Spekulant hatte beträchtliche Ausgaben auf Annoncen und Reclamen verwendet.

Zählungen und große Anschlagzetteln rühmten das Buch, als es aus der Feder eines hohen Würdenträgers der Kirche gekommen, dessen Stellung ihm verbiete seinen Namen zu nennen u. dgl. Alle diese Anstrengungen waren vergeblich! Das Buch hatte keinen Styl, keinen Geist, kein dramatisches Interesse, es verrieth kein Talent, wohl aber Oberflächlichkeit, Gemeinheit und Dummheit. Nicht tausend Exemplare wurden abgesetzt und der Buchhändler machte ein ganz schlechtes Geschäft. Man erntet den Namen des Verfassers, man hätte ihm die Maske abreißen und ihn entlarven können. . . Ich könnte noch Vieles sagen, wenn ich wollte.

Ich bemerke, daß dieser Geschichte ein Capitel fehlt, das Capitel „die Bekehrung.“ Der unerschöpflichen Barmherzigkeit Gottes gefällt es indeß, dieses Capitel oft in das Leben der freizügigen Menschen und nach den schrecklichsten Verbrechen aufzunehmen. Der Glaube lehrt uns, daß unsere Hoffnung erwarten darf, was unsere Liebe wünscht.

Was bedarf es weiter, als daß der Undankbare Neue fühle, daß das verlorene Schaf zurückkehre, daß die Tugend in einer langen Zeit verhärteten Seele auf's Neue erglänze? Christlicher Eifer, du weißt es so gut, wie ich, es bedarf deines eifrigen Gebets für diesen Sünder, um welches ich dich schließlich für ihn bitte. Doch, was sage ich? Ich armer Sünder habe es ebenso möglich.

P. E.

*) Von schmutzigen Seelenverkäufern auch dem deutschen Titel angepriesen.

Breslau. Drei Bilderpredigten für das kathol. Volk zum Festen des Krankenhauses zu Mogwitz von dem dasigen Kaplan König herausgegeben und in jeder Buchhandlung für 5 Sgr. zu haben, verdienen sowohl ihres ansprechenden Inhalts, als ihres Zweckes wegen die Beachtung der katholischen Sch. Leser.

Prag. Von der böhm. Kdchin, welche das Prager Hilfskomité in das österr. Offizierspital nach Schleswig gesendet hat, um den Verwundeten die ersuchte böhmische Küche zu verschaffen, ist ein Brief in Prag angelangt. Wie die Kdchin schreibt, ist sie mit dem Küchenmädchen, das sie mitgenommen, im Spital mit größter Achtung aufgenommen worden, indem sie schon sehnlich erwartet worden war. Die Verwundeten lassen sich die böhmische Kost wohl munden. Die Kdchin beklagt sich jedoch, daß viele Lebensmittel in Schleswig nur in schlechter Qualität zu bekommen sind, so namentlich Kaffee, Speck u. dgl. Die Küchenfrau ersucht daher das Hilfskomité insbesondere um Zusendung von gebranntem Kaffee, seinem Mehl, großem Gries, geräucherten Zungen, Eiern u. s. w., an welchen Gegenständen der Bedarf sehr groß ist, da sie täglich für 65–70 Personen zu kochen hat. Speziell für sich stößt sie einen Stoßseufzer nach einem Häßchen Bier aus, da sie bei der fortwährenden Arbeit vom Küchenfeuer sehr viel Durst leidet.

München, 17. März. Es wird uns von einem Augenzeugen folgender rührende Vorfall mitgeteilt: Einem jungen Schlossener Miesbacher Bauernmädchen gelang es gestern durch Vermittlung, bis in die Vorzimmer Sr. Maj. des Königs Ludwig II. zu kommen, wo sie mit andern Leuten wartete, um Se. Majestät aus der Kirche zurückkommen zu sehen. Als der König sich nahte, riß das Mädchen das Brusttuch rasch auseinander und warf einen bisher verborgen gehaltenen Blumenkranz und Strauß zu den Füßen Sr. Majestät laut ausrufend: „Heil unserm König, Heil!“ Ehe sich die Anwesenden von ihrem Erstaunen erholt hatten, war das Mädchen laut aufweinend davon geeilt und verschwunden.

Züland. Man berichtet aus Veile: Während des Kampfes zwischen den Oesterreichern und Dänen in und um Veile trat mitten unter dem Feuer, das auf der Straße unterhalten ward, ein österreichischer Offizier mit gezogenem Säbel, dem einige Soldaten folgten, in das Modewaren-Lager am Rathhausplatze, hinter dessen großen Fenstern unter Shawls und Kleiderstoffen Cigarrentischen standen. „Geben Sie mir ein paar Cigarren,“ rief der Offizier, „ich werde zahlen, wenn ich zurückkomme, denn jetzt habe ich keine Zeit!“ Rasch eine Hand voll Glismistengel zu sich nehmend, wollte er seiner Truppe nach-eilen, da sah er wie die Soldaten sich in den Rest des Ristkens theilen wollten. „Zahlen oder stehen lassen!“ rief er ihnen zu, und die Leute gehorchten; unter dem Feuer, theilweise ihre Gewehre ladend, zahlten sie ihre Cigarren. Gestern nun erschien der Offizier, sagte, er habe damals, wie er nachträglich gezahlt, vierzehn Stück Cigarren eingestekt, und berichtete den Preis dem von so viel Pünktlichkeit überraschten Geschäftsmann, der die im Feuer verdienten Schillinge als Curiosität aufbewahrt.

Turin, 17. März. Gegen die Unisbriganten ist außer vielem Andern von den „frommen“ Turinern, welche natürlich höchst

glaubwürdig sind, weil sie sich aus dem Lügen durchaus nichts machen, auch die Anklage erhoben worden, daß sie das geröstete Fleisch ihrer Opfer verspeist haben; selbst das „Fleisch von Priestern“ sollen sie schmackhaft gefunden haben. Die Breslauer Morgenzeitung hat Aehnliches als unzweifelhaft und erwiesen angenommen und die „Menschenfresser“ mit tiefer Empfindung gehörig verarbeitet. Jetzt ist wohl auch klar, warum die Briganten nicht ausgehungert werden können; haben sie Mangel an Lebensmitteln, so rösten sie sich gegenseitig und speisen sich einander, und so führen sie Jahr aus Jahr ein ihr Geschäft fort. Was sind gegen diese Menschenfresser die „nördlichen Völkerbefreier“ für honette Leute! Sie rösten kein Menschenfleisch, haben auch noch keine Menschenhäute-Gerberei nach dem Vorbild der pariser Volksglücksmacher der 90er Jahre etablirt und keine Bücher darin eingebunden, wodurch doch offenbar mancher Gelehrte auch noch nach seinem Tode dem Menschenwohl nützen könnte. Dagegen berichtet die **Allg. Zeitung** vom 21. März d. J. von folgender „Heldenthat“ von den Mithelfern der turinischen „Räuber“, denen die Morgenzeitung baldmöglichst zum Frommen der Menschlichkeit ganz Italien übergeben wissen will. „In der Nähe von Ogliastro auf Sizilien gewahrten sechs Carabiniers vier Schlafende auf dem Boden gelagert. Was thaten sie? Die Schläfer wurden kurzweg todt geschossen. Wir möchten nun fragen: ist dies nicht ein Mord unter den erschwerendsten Umständen? Warum wurden diese Personen, wenn ihnen etwas zur Last gelegt werden konnte, nicht aufgeweckt und verhaftet, statt daß man sie wehrlos im Schlaf hinhordete? Was wird der Magistrat thun? Das was er in ähnlichen Fällen immer gethan hat. Die königlichen Carabiniers haben Recht, denn sie können nicht lügen. Die Gemordeten haben während des Schlummers vom Umsturz des einigen Italiens geträumt und haben das Recht begraben zu werden, und die Carabiniers dürfen ihre Heldenthaten von neuem anfangen!“

Amerika. Die Sitte, Damen als Sekretär und Schreiber anzustellen, kommt in den Regierungs-Bureaux zu Washington immer mehr in Aufnahme und findet allgemeinen Anklang. Zu ihrem Lobe wird gesagt, daß sie durchgängig ihre Schreibereien correcter besorgen, als ihre Kollegen vom stärkeren Geschlechte; und da sie einen bedeutend geringeren Sold beziehen, so ist der Gewinn für die Regierung ein beträchtlicher. Die Männer können sich da auf das Strumpfsticken verlegen, was ohnehin vielen Pantoffelhelden gut anstehen dürfte.

Familien-Nachrichten.

Gestorben. Verw. Gutsbes. Johanna Franz, Grottkau; Müllermeister C. Weigelt, Cawallen; Verw. Fr. Landschaftsbesitzer L. Zeitsch, Lauban; Oberlehrer Anton Fuchs, Pleß; Verw. Fr. Oberamtm. Rost, Breslau.

Das **Neue Schlesische Kirchenblatt** erscheint, wie das alte, jeden Sonnabend, die erste Nummer am 2. April d. J. Vierteljährlicher Abonnementspreis 13 Sgr. 6 Pf. Zu beziehen durch alle königl. Postämter und Buchhandlungen. Um rechtzeitiges Abonnement und häufige Mittheilungen aus der Diözese ersucht alle seine Freunde und Bekannten der Herausgeber

Dr. Lorinser,

[76]

Kürstbischöfl. Consistorialrath und Pfarrer.

Todes-Anzeige.

Gestern früh 7 Uhr starb nach einem 23wöchentlichen Krankenlager, mit den hl. Sterbesakramenten versehen, meine liebe brave Frau, **Johanna Werner**, im Alter von 41 Jahren.

Dies seinen Freunden und Bekannten der tiefbetrübte Gatte und Vater seiner fünf Kinder
Joseph Werner.
Breslau, den 24. März 1864. [91]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 33.

Auf das mit dem 1. April beginnende 2. Quartal des 30. Jahrganges vom

Schlesischen Kirchenblatt.

Eine Zeitschrift zur Förderung des religiösen Sinnes im Verein mit mehreren kathol. Geistlichen herausgegeben von

Pic. Paul Storch,

Kürstbischöfl. General-Vicariat-Amts-Rath und Spiritual im Clerical-Seminar,

ersuche ich die Bestellungen bei den kgl. Postämtern oder Buchhandlungen mit 20 Sgr. zu erneuern.

Es erscheinen regelmäßig jeden Sonnabend 1½ und von Zeit zu Zeit 2 Bogen, so daß das Schlesische Kirchenblatt auch in Bezug auf die Niedrigkeit des Preises keiner anderen derartigen Zeitschrift nachsteht.

Alle diejenigen, welche der neuen Redaktion ihre frühere Theilnahme wieder zuwenden wollen, können die erste Nummer dieses neuen Quartals in allen Buchhandlungen gratis erhalten.

Breslau, 22. März 1864.

[92]

G. P. Uderholz.